

# Gespräch

und sagt „Ich gehe von hier nicht fort, das hier ist mein Ort.“ An dieser Stelle barst der Saal vor Applaus. Sie sind dankbar, dass wir sagen: Dies ist unser Land, dies ist unsere Kultur – und um beides werden wir kämpfen!

*Sie lassen sich also nicht entmutigen?*

Ich fürchte überhaupt nichts. Als wir das Gogol-Center eröffneten, sagte ich mir eine einfache Sache: Mich kann nur eine Kugel stoppen. Ich laufe wie ein Panzer weiter, nichts kann mich aufhalten. Ich mache, was ich machen muss, ich stehe ein für meine Freiheit, mein Recht, ich hasse alles typisch Sowjetische. Ich verstehe natürlich, dass Hass eine schreckliche Emotion ist, dass ich als Buddhist das auflösen müsste. Aber ich hasse das Sowjetische in allen seinen Erscheinungen, hasse es physisch: Propaganda, staatliche Heuchelei, Versklavung der Bürger.

*Bekommt das alles zurzeit nicht wieder Auftrieb?*

Dagegen gibt es den Pfahl der Espe, Knoblauch und Silberkugeln. Das gibt Kraft gegen unreine Geister. Nein, im Ernst: Ohne Kampf ergeben wir uns nicht! Wenn ich an den Gulag denke – warum habt ihr erlaubt, dass man euch in so etwas einsperrt, euch zum Erschießen führt, das repressive System erlaubt? Wenn es nicht anders geht, muss man eben den nächsten Bewacher angreifen, das ist meine Meinung. Wenn ich angegriffen werde, verteidige ich mich. Wenn die Duma, die ich nicht gewählt habe, mich zwingen will, nach ihren idiotischen Gesetzen zu leben, verweigere ich mich. Ihr könnt mich aus dem Theater werfen, mir meine Arbeit wegnehmen, das ist euer Recht. Aber mein Recht ist, so zu bleiben, wie ich bin.

*Ihre Verträge am Gogol-Center laufen in einem Jahr ab.*

Ja, möglich, dass sie dem Direktor und mir die Verträge nicht verlängern. Und wenn – ich habe so viele Verpflichtungen, dass ich ein ganzes Jahr nicht nach Hause kommen muss. Prag, Warschau, Berlin, Stuttgart, Riga, Paris ...

*In Ihrer Inszenierung der „Idioten“ nach Motiven des Films von Lars von Trier waren Sie zum Beispiel im Frühjahr an der Berliner Schaubühne zu Gast. In dem Stück, das auf russische Verhältnisse umgeschrieben wurde, zeigen Sie brandaktuelle Konflikte, dennoch werden auch erkonservative Figuren nicht hässlich bloßgestellt.*

Für mich ist das Allerwichtigste in allem, was ich tue, dass ich zeige: Es gibt keine simplen Lösungen, kein Schwarz-Weiß, keine Liebe oder Hass, kein Gut oder Schlecht. Deshalb fordere ich in allen meinen Arbeiten zum Nachdenken auf, zum Erkennen des „Sowohl-als-auch“ und nicht des „Entweder-oder“. Wenn wir das zulassen, wird uns leichter. Weil wir dann das eine wie das andere als Teile einer komplexen und komplizierten Welt anerkennen. Ich wurde sehr, sehr lange dafür kritisiert, dass ich mit Mitgliedern der Regierung, des Kreml kommuniziert habe, genauer: mit Wladislaw Surkow, früherer Vizepremier und Chef der Kreml-Verwaltung, dessen Roman „Nahenull“ ich auf die Bühne gebracht habe.

*Was war da los?*

Unsere ganze liberale Kritik warf mir damals vor, ich hätte mich an die Macht verkauft. Aber diejenigen, die das Stück sahen, sagten, es sei ein Anti-Machtstück. Dabei ist es weder für noch gegen, es zeigt, wie schwierig die Verhältnisse sind. Man will stets einfache Antworten, ich zeige aber, wie alles Teil eines komplizierten Bildes ist. Und um das zu verstehen, muss man auch die Macht von innen verstehen, und dass auch dort nichts eindeutig ist, nicht schwarz oder weiß. Das ist für viele schwer zu ertragen. Sie wollen das Muster: Wir sind gut – und die oben an der Macht sind schlecht. Das ist dumm, primitiv und macht uns schwach.

*Die Wahrheit ist nicht so eindeutig.*

Und sehr unangenehm, eine furchtbare Erschütterung. Wenn ich mich mit Leuten aus der Machtspitze unterhalte, finde ich das interessant, ich möchte ihre Motivation verstehen. Dann merke ich, dass Fragen von einem für mich ganz unerwarteten Standpunkt aus beleuchtet und plausibel werden. Ich gestehe: Diese Wahrheit gefällt mir nicht. Aber ich muss sie einbeziehen, ich kann sie nicht ignorieren, diese Wahrheit, die ich nicht mag. Und muss mich in Toleranz üben.

*Wann zum Beispiel?*

Ich bin bis 2007 nie in Deutschland gewesen. Es war das „Land der Faschisten“. Dann wollte ich eine szenische Adaption machen, für eine Inszenierung in Riga. Ich kam nach Berlin, kannte die Sprache nicht, mietete mir ein Appartement beim Hackeschen Markt, begann zu schreiben, fuhr mit dem Fahrrad herum und verstand, dass dies nicht nur meine Stadt ist, sondern dass ich hier leben will.

*Dann kauften Sie sogar eine Wohnung hier.*

Deutschland wurde mir sehr lieb, sehr nah. Es gibt andere Länder und Städte, da ist alles sehr schön, aber es gibt keine innere Verbindung. Die ist aber in Berlin da. Seltsam, nicht?



BERLINER ZEITUNG/PAULUS PONIZAK (2)

Die Menschen sind dankbar, dass wir sagen: Dies ist unser Land, unsere Kultur – und um beides werden wir kämpfen!